

VORWORT ZUR FÜNFTEN AUFLAGE.

Vor Jahrzehnten hat Kluge einmal gesagt, wir seien weiter als je von einer Geschichte der deutschen Sprache entfernt. Aber weder er selbst in seiner deutschen Sprachgeschichte noch Hirt in seiner Geschichte der deutschen Sprache haben die Aufgabe, die sich aus dieser Entfernung ergab, wirklich gelöst. Eine Sprachgeschichte, in der die Wandlungen des Satzbaus keine Rolle spielen, wird den an sie zu stellenden Anforderungen nicht gerecht. Ich bin mir wohlbewußt, daß auch meine Darstellung keine umfassende Geschichte der deutschen Sprache gewesen ist. Es war darin von Syntax, vom Wortschatz, von fremden Einflüssen fast keine Rede. Ich bin auch heute nicht in der Lage, diesen Mängeln vollständig abzuhelpfen. Aber ich habe einen neuen Abschnitt hinzugefügt, der einen raschen Überblick über die gesamte Entwicklung geben soll, und in dem ich von den eben genannten Dingen wenigstens einiges beibringe, um anzudeuten, welche Aufgaben unter anderem eine Geschichte der deutschen Sprache zu lösen hat. Wohlgemerkt: ich denke nicht an eine Geschichte des Stils, sondern an eine Geschichte der Sprache. Die Grenzen zwischen den beiden sind freilich nicht leicht zu ziehen, namentlich in Zeiten, die fast nur durch poetische, nicht durch prosaische Denkmäler vertreten sind. In meinen Literaturangaben erscheinen darum mehrfach Arbeiten verzeichnet, die ihrem Titel nach der Stilgeschichte angehören; sie bieten aber doch nicht selten Aufschluß über rein sprachliche Dinge.

Erhebliche Umgestaltungen hat der Abschnitt über die Mundarten erfahren, in Auswirkung der neueren mundartgeographischen Forschungen, die namentlich von F. Wrede, Th. Frings, Kurt Wagner durchgeführt worden sind. Einen neuen Paragraphen habe ich dem Jiddischen gewidmet. Bemerkenswert erscheint mir der Abfall, der in Fremdwörtern unbetonte vokalische Eingangssilben betroffen hat (S. 348).

Ich habe mich bemüht, die Ergebnisse der Forschung bis auf die jüngste Gegenwart zu verwerten. Aber so sehr ich bereit bin, mich keinem Neuen zu verschließen, so entschieden beharre

ich in der Ablehnung der „idealistischen“ Richtung, die heute ihr Wesen treibt und die ohne tiefer schürfende Begründung das Wort geprägt hat: Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte, ist Geistesgeschichte. Dieser Satz ist bezeichnend für die Zeit, in der wir stehen.

Wir leben in einer Zeit der stärksten Abkehr von dem, was noch vor kurzem für heilig galt, was ehemals im Mittelpunkt unserer Lebensaufgaben stand. Wenn man früher auch geistige Dinge nach Art der Naturwissenschaften zu erfassen suchte, ist jetzt Beobachten, Beherrschen der Tatsachen in Verruf gekommen. Philosophische Betrachtung zieht die Geister mächtig an, man will das Wesen der Dinge schauen; Synthese ist ein Schlagwort der Zeit. Aus diesen Stimmungen heraus ist der Satz geboren: Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte oder, wie das jüngere Geschlecht lieber sagt, ist Geistesgeschichte, was ungefähr auf dasselbe herauskommt. Dabei wird geradezu verlangt, daß die sprachlichen Tatsachen als einzigartige an bestimmten Orten der Bildungsgeschichte eingereiht werden. Dieser Satz wird als etwas unmittelbar Gewisses hingestellt; er ist vielfach bereits zum Glaubenssatz geworden. Ihn zu beweisen, hat man kaum versucht. Und ich fürchte, man kann ihn auch nicht beweisen. Es will mir scheinen, daß die Vertreter dieser Anschauung es kaum unternommen haben, die Tatsachen der Sprachgeschichte in umfassender Weise auf ihren Zusammenhang mit der Geistesgeschichte zu prüfen. Es ist sehr bemerkenswert, daß die Vertreter dieser „idealistischen“ Philologie meist solche Gelehrte sind, deren Hauptarbeitsfeld die Literaturgeschichte ist, während die eigentlichen Sprachforscher ihr zum großen Teil ablehnend gegenüberstehen. Wo man in kleinem Maßstab versucht hat, die neue Lehre anzuwenden, ist wohl stets der Gedanke das erste gewesen, und man hat von hier aus gefragt, ob es Tatsachen gibt, die dazu stimmen mögen, während altmodische Leute zunächst Tatsachen feststellen und von ihnen zur Erklärung weiterschreiten, oder auch man verkündet einleitend in tönenden, das Alte vernichtenden Worten die neue Botschaft, kehrt aber im weiteren Verlauf der Dinge gut bürgerlich zur angeblich überwundenen Weise zurück.

Ich bestreite aufs nachdrücklichste die grundsätzliche Gültigkeit des Satzes, daß Sprachgeschichte Bildungsgeschichte, Geistesgeschichte sei.

Ich stelle zwei Sätze an die Spitze meiner Betrachtung.

Es gibt Völker von ganz primitivem Stande des geistigen Lebens, bei denen von Bildungsgeschichte keine Rede sein kann; trotzdem sehen wir, daß ihre Sprachen sich verändern oder sich verändert haben. Es gibt zweitens sprachliche Vorgänge, die nicht einzigartig sind, die zu verschiedenen Zeiten beim selben Volk oder bei verschiedenen, weit getrennten Völkern auftreten. Sie können also unmöglich bestimmten Stufen der Geistesgeschichte entsprechen. So hat Gamillscheg mit vollstem Recht unter Hinweis auf das Irische die Anschauung zurückgewiesen, daß die Zunahme des Teilungsgenitivs im neueren Französisch dem immer mehr sich entwickelnden kaufmännischen Geist entspreche¹⁾.

Ich meine, diese beiden Sätze sind unbestreitbar. Aus ihnen folgt aber mit Notwendigkeit, daß der Sprachwandel nicht durchweg in der Bildungsgeschichte wurzeln kann.

Ich versuche eine Übersicht zu gewinnen über die Mächte, die auf den Sprachwandel einwirken können. Ich beginne mit dem Äußerlichsten, mit Vorgängen, die aus den natürlichen Lebensbedingungen des Menschen fließen. Man weiß, daß die Friesen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts keine festen Familiennamen besessen haben. Der Sohn benannte sich einfach als der Sohn seines Vaters, und sein Sprößling tat das gleiche: *Anders Dirksen, Klas Andersen, Kirsten Klassen*. Und nun das Merkwürdige, daß die gleiche Erscheinung bei den Semiten begegnet, wo dem Namen des Sohnes der des Vaters mit Ben, mit Ibn angeschlossen wurde. Um diese seltsame Übereinstimmung im Fehlen von festen Familiennamen zu verstehen, wird man fragen müssen: welches sind denn anderwärts die Quellen der festen Namen?

Wir müssen zwei verschiedene Gruppen unterscheiden. Bei der einen ist der Familienname ein alter Personennamen, der ent-

¹⁾ Vgl. auch G. Rohlf's, *Sprache und Kultur*, S. 8., wo auch noch weitere Beispiele von übereinstimmender Entwicklung auf ganz verschiedenen Gebieten gegeben sind. — Welche verblüffenden Ergebnisse man erzielen kann, wenn man „die Sprache als Symptom der Kulturstufe“ betrachtet, zeigt Koppelman's Abhandlung, *Anthropos* XXII, 317, die diesen Titel trägt; ich entnehme ihr einen Satz über das Englische: „Die starke Entwicklung des Artikels und der umschriebenen Zeitformen beweist, daß es sich nur um ein Ackerbauvolk handeln kann.“

weder im Genitiv erscheint — das Ältere —: *Ebers, Richartz*, oder — das Jüngere — in unflektierter Form: *Eckardt, Seyfrid*. Mit anderen Worten: der Familienname ist aus dem Namen des Vaters (selten der Mutter) hervorgegangen. Die zweite Gruppe ist aus einem Beinamen entstanden; dieser knüpfte an an irgendeine Eigentümlichkeit des Trägers, an ein körperliches oder geistiges Merkmal, an den Wohnort, an Beschäftigung oder Beruf: *Groß, Zumbusch, Wagner*. Hier nun konnte es leicht geschehen, daß Sohn und Enkel Haut- und Haarfarbe des Ahnen ererbten, daß sie die gleiche Heimstätte hatten am Bach, am Berghang, daß sie sein Handwerk als Böttcher, als Schmied weiterführten; daher blieb der Beiname der gleiche, und er wurde so zum festen Namen. Bei der ersten Gruppe war ein Weitergehen des Namens auf diese Weise nicht möglich; das Festwerden des Namens konnte sich hier nur nach dem Muster der zweiten Gruppe vollziehen.

Wie steht es nun mit dem Auftreten der beiden Gruppen bei Friesen und Semiten? Unterschiede von Haut- und Haarfarbe spielen bei dem Mangel an stammhafter Mischung keine Rolle. Die Wohngelegenheit an der See bietet geringe Abwechslung, und die Wanderstämme der Semiten entbehrten der festen Wohnstätte. Der Beruf des Küstenanwohners ist immer derselbe, Fischerei und Seefahrt, und die Söhne der Wüste haben überhaupt keinen Beruf. Kurz: für die Beinamen der zweiten Gruppe ist bei Friesen wie bei Semiten nur wenig Anlaß gegeben. Es bleibt ihnen nur die erste Gruppe: die Zufügung des Vaternamens, und hier fehlt die Kraft der Vererbung, es bleibt bei dem Fehlen fester Familiennamen, bis der Zwang des Staates eingreift.

Aber die Sache geht noch weiter. Der Süddeutsche läßt im allgemeinen seinem Personennamen den Artikel vorausgehen¹⁾, während dem Norddeutschen diese Weise fremd ist. Man hat — rein aus theoretischen Erwägungen heraus — mancherlei Erklärungen versucht (Wunderlich, Burdach). Aber wer zu den älteren Quellen hinaufsteigt, dem wird die Erscheinung unmittelbar verständlich. Der Artikel erscheint ursprünglich nur

¹⁾ Auf Ausnahmen in der Schweiz macht O. von Greyerz aufmerksam, im „Bund“ vom 13. Sept. 1927, Abendbl. S. 2. M. Szadowski teilt mir mit, daß der Artikel in Schanfigg und Prättigau fehlt.

bei den Zunamen, nicht bei den Vornamen. Und zwar gehen hier die beiden vorhin unterschiedenen Gruppen auch in dieser formalen Sache auseinander. Alle Beinamen der zweiten Gruppe wurden den Einzelnamen mit dem Artikel angefügt; die Namen der ersten Gruppe reihen den Vaternamen ohne Artikel an. Es müßten sich also nach Abzug des Vornamens zwei Arten von Familiennamen ergeben: einerseits der *Lange*, der *Bühler*, der *Wagner*, anderseits *Ebers*, *Seyfried*. Da man einen inneren Grund dieses Unterschiedes nicht mehr empfand, fand Ausgleichung zwischen den beiden Typen statt, jedoch in entgegengesetzter Richtung. Im Norden hat die Gruppe ohne Artikel gesiegt, im Süden die zweite, offenbar weil das Kräfteverhältnis ein verschiedenes war. Alb. Heintze hat in seinem Buch über die deutschen Familiennamen gezeigt, daß im Norden die Familiennamen, die von Personennamen stammen, sehr stark alle anderen Gattungen überwiegen (eben wegen der Einförmigkeit der Menschen und ihrer Lebensbedingungen), während im Süden die Verhältnisse umgekehrt liegen.

Es sind also Naturtatsachen, die bei diesen Erscheinungen der Namengebung die Sprachgestalt entscheidend beeinflußt haben.

Ich komme zu einer zweiten Macht im Leben der Sprache, der Wirkung rein äußerer Vorgänge. Man hat daran gedacht, dem Einrücken von Volksteilen in andere Gebiete eine sprachliche Wirkung zuzuschreiben: man hat etwa die zweite Lautverschiebung aus dem Vordringen in höher gelegenes Land ableiten wollen. Es wäre das ein Zusammenwirken von Naturtatsachen mit geschichtlichen Veränderungen. Aber solche Versuche haben mit Recht keinen Anklang gefunden. Wichtig ist es dagegen, wenn Vertreter einer Spracheinheit mit solchen einer anderen Einheit in Verbindung treten. Als die Römer den Weinbau am Rhein einführten, haben sie unsere Sprachgestalt durch mancherlei neue Wörter gewandelt (wie *keltern*, *Most*, *Wein*). Als die Westfranken in Gallien eindringen, bedeutete das für das Galloromanische eine erhebliche Durchsetzung mit germanischen Stammwörtern und germanischen Eigennamen. Wenn infolge von Kriegen, von Staatsverträgen Landesteile aus ihrer alten Verbindung gelöst werden, einen neuen Besitzer erhalten, so kann das sprachlichen Wandel bewirken. Die Vorarbeiten zum südhessischen Wörterbuch haben uns gelehrt, daß neuer und alter Besitz selbst dann sprachlich zusammenwachsen kann,

wenn sich Gebiete dazwischen schieben, die unter anderer Herrschaft stehen. Die Vermittler dieser sprachlichen Einigung sind Rechts- und Verkehrsverkehr, Beamte, Prediger, Lehrer. In ähnlicher Weise wird es ja auch zu beurteilen sein, wenn in unmittelbar nebeneinander liegenden Landesteilen sprachliche Verschiebungen stattfinden, über deren Wesen noch keine genügende Klarheit herrscht. Wenn der Süddeutsche nach Hamburg, nach Hannover übersiedelt, nimmt er leicht norddeutsche Redeweise an, sei es vollständig, sei es mit Annäherungen, so daß sprachliches Gemisch entsteht. Ich habe einen sächsischen Soldaten gekannt mit den echten sächsischen Lauten; aber — er stammte aus Neustadt an der Hardt, an seiner Wiege hatte das Pfälzische gestanden.

Es heißt freilich, mit der Annahme solcher Vorgänge, die zu einer Mischung führen, sehr vorsichtig sein. Ich kann nicht mit Güntert glauben (Über die Ursachen der germanischen Lautverschiebung, Wörter und Sachen X, 1), daß der grammatische Wechsel des Germanischen einem Einfluß des Finnischen sein Dasein verdanke. In bezug auf den Wortschatz sind die Germanen ausschließlich die Gebenden gewesen; wie sollte es da möglich sein, eine so einschneidende lautliche Veränderung des Germanischen aus dem Finnischen abzuleiten? Dazu kommt, daß es zum Vernerschen Gesetz nicht nur im neueren Deutschen Seitenstücke gibt, sondern auch im Romanischen (*debbo-dovemo, jasse-faisons*), was Fr. Neumann vor Jahrzehnten nachgewiesen hat, was aber Güntert entgangen ist. Ebenso wenig kann der Kasusverlust des Deutschen vorgeschichtlichen Völkern zur Last gelegt werden¹⁾ (beiläufig: das Finnische hat viel mehr Kasus als das Indogermanische), denn der Verlust geschieht zu ganz verschiedenen Zeiten. Der Ablativ ist schon vorgermanisch geschwunden, der Lokativ reicht im Westen noch an die geschichtliche Zeit heran. Der Instrumental ist im Althochdeutschen untergegangen, der Genitiv etwa im Laufe des 15. Jahrhunderts. Beim Instrumental war der Untergang die Folge einer lautlichen Veränderung; für den Genitiv habe ich das gleiche erwiesen. Das ist überhaupt ein bedenklicher Mangel neuerer Sprachbetrachtung, daß sie vielfach neue Erklärungen mit Sicherheit vor-

¹⁾ So wenig wie der angeblich auf das Wirkliche gerichteten Wesensart der Germanen, wie das Bojunga will, vgl. L. Wolff, *AnzfdA.* 46, 137.

trägt, ohne sich mit bereits vorhandenen Erklärungen irgendwie auseinanderzusetzen.

Wie Menschen, so können auch Sachen ihren Ort wechseln und in die neue Umgebung ihre Namen mitbringen oder neue Namen hervorrufen: *Bumerang* — *Taback*, *Erdäpfel* — *Grumbieren*.

Was wir bis jetzt erörtert haben, sind Dinge, die mit dem Leben der Sprache nur äußerlich zusammenhängen; sie sind Zufälligkeiten. Man kann sich sehr wohl Sprachen denken, die von ihnen ganz unberührt bleiben.

Aber es gibt anderes, was für die Sprache lebensnotwendig ist. Jeder einzelne Sprachvorgang ist hervorgerufen oder begleitet von einem seelischen Vorgang. Hier kann es nun geschehen, daß der sprachliche Vorgang sich vollzieht, ohne daß dabei Rücksicht auf einen Aufnehmenden die Gestalt des Gesprochenen beeinflusst; das ergibt reine Ich-Sprache. Oder der Sprechende stellt sich ein auf einen Hörenden, dem etwas mitgeteilt oder der zu etwas veranlaßt werden soll: das ist Ich-Du-Sprache, Zwecksprache. Diese hat bis jetzt nur kümmerliche theoretische Beachtung gefunden; neuerdings hat J. B. Hoffmann in seiner Schrift über die lateinische Umgangssprache der Rolle des „Partners“ einen besonderen Abschnitt gewidmet.

Die Tatsache dieser Zwecksprache, ohne die der Verkehr von Mensch zu Menschen nicht denkbar ist, bildet ein unübersteigliches Hindernis für den, der die Sprachgeschichte der Kunstgeschichte zur Seite stellen möchte, der die Kunstgeschichte in die Geistesgeschichte einordnet und deshalb ein gleiches vom Sprachforscher verlangt. Das Schaffen des bildenden Künstlers wird einerseits bestimmt durch die Bewegungen des eigenen Geistes; es ist somit der Ich-Sprache verwandt, und diese Eigenbewegung nimmt anderseits zugleich die Bewegungen der Zeit in sich auf. Aber der Künstler braucht die Außenwelt nicht, die Außenwelt braucht ihn nicht; der einzelne Schaffensakt vollzieht sich nicht in der Auseinandersetzung mit einem Partner.

Die Zwecksprache dagegen sieht sich Forderungen gegenüber, denen sie sich durchaus nicht entziehen kann, und die zu den verschiedensten Zeiten, an den verschiedensten Orten in übereinstimmender Weise sich geltend machen, also unmöglich aus bestimmten Zeitbewegungen sich ableiten lassen.

Die erste und allgemeinste dieser Forderungen ist die möglichste

Deutlichkeit. Ihre Herbeiführung ist unter Umständen ganz unmittelbar das Ergebnis des Gesprächs: man wird nicht verstanden oder falsch verstanden; so sieht man sich veranlaßt, deutlichere, weniger der Mißdeutung ausgesetzte Ausdrücke zu verwenden; die Wiederholung solcher Erfahrung führt zum Festwerden neuer Mittel, vielleicht zum Untergang der älteren. So entwickelt sich in allen indogermanischen Sprachen zu den verschiedensten Zeiten die Fülle der verbalen Präfixkomposita; manche Verba kennen wir überhaupt nur in solcher Gestalt (*biginnan—duginnan—onginnan; andraðan—ofraedan*); so entsteht got. *miþgasinþja*, später *Mitbruder, Rückantwort, Vorbedingung*. Die Undeutlichkeit kann sogar eine rein klangliche Ursache haben: ein Wort hat etwa zu wenig Lautkörper, wird daher im Zusammenhang des Satzes nicht leicht erfaßt und verfällt so dem Untergang (igm. *V dō, V pōi*, ahd. *aha*). Der Sinn von Wörtern wird ferner um so leichter erfaßt, je mehr sie anklingen an solche, die im Geiste des Hörers ruhen. Daher die bekannte Tatsache, daß etymologisch vereinzelte Wörter eher verloren gehen als solche, die verwandtschaftlich fest verwurzelt sind. Wo der etymologische Zusammenhang verblaßt, setzen sich neuere Bildungen mit deutlicherem Zusammenhang durch: urdeutsch *wart* > *warto* > *wärter* > *wartman*. Daher kommt es auch, daß, wie ich gezeigt habe, im Deutschen starke Verba des Germanischen mit vokalischem Anlaut im Westgermanischen meist untergegangen sind, wie *arjan, audan, aukan, ausan*, weil der Zusammenhang des Prät. und des Präs. ein ganz loser war: ein **iok* hätte mit **aukan* nur den stammschließenden Konsonanten gemeinsam gehabt. Ein anderes Mittel wurde bei den vokalisch auslautenden starken Verben angewandt: man vermied den undeutlich machenden Wechsel des Stammvokals, indem man die Verba in die schwache Flexion überführte: so ist der Typus *blāhen, māhen, sāhen* ahd. schwach geworden, und mhd. *bliuwen, kiuwen, riuwen* (deren *w* ja im Mittelhochdeutschen verloren ging, so daß der Stammausgang vokalisch wurde) haben das gleiche Schicksal im Neuhochdeutschen erfahren. Ein Seitenstück bietet das feminine Substantiv des Mittelhochdeutschen: zwar stehen *kraft* und *krefte* im Gen. und Dat. nebeneinander, aber es heißt der *fluo*, der *kuo*; eine Form *küeye* würde den Zusammenhang mit dem Nom. auf den einzigen Anlaut beschränken. Wir haben also mehrere gleichartige Erscheinungen,

von denen die einen in die vorgeschichtliche Zeit fallen, eine andere der mittelhochdeutschen Zeit, eine letzte dem Neuhochdeutschen angehört. Sie treten ein, wenn die lautliche Voraussetzung gegeben ist: in der ältesten Zeit der Übergang der reduplizierenden Verbalformen in eine einsilbige Form, später die Ausbildung des Umlauts, endlich im Neuhochdeutschen der Schwund des *w* nach *u*-haltigen Vokalen.

Der Deutlichkeit kann es weiter dienen, wenn zu einfachen Wörtern selbständige nähere Bestimmungen hinzutreten, zum Teil so, daß Verwendungen, die ursprünglich in einem Lautkörper vereinigt sind, auf diese Weise auseinander gelegt werden. So tritt im Gotischen der bestimmte Artikel auf, im Einklang mit anderen indogermanischen und zahlreichen nicht indogermanischen Sprachen (Miklosich, Synt. d. slav. Spr. 125), um bestimmte und unbestimmte Verwendung einer Größe zu scheiden; später wird die letztere noch durch den „unbestimmten“ Artikel verdeutlicht. Aus gleichem Grund entstehen ferner im Germanischen neben dem einfachen Präteritum Perfekt- und Plusquamperfektschreibungen, neben dem Präsens die Futurumschreibungen. Es kann freilich, ebenso wie bei den Präfixen, eine Regung der Ich-Sprache mitspielen, die dem Reichtum der Verwendungen auch durch die Verschiedenheit der Sprachkörper gerecht werden will. Das indogermanische Mediopassiv spaltet sich in Reflexivbildungen einerseits, in Passivbildungen mit *-nan* und Passivumschreibungen anderseits. Neben einfache Kasus treten anschaulichere, eindringendere Verbindungen mit Präpositionen zu den verschiedensten Zeiten.

In den eben besprochenen Fällen war die Vertretung verschiedener Bedeutungen durch denselben Lautkörper etwas Ursprüngliches. Es kann aber auch geschehen, daß die Vereinigung mehrerer Aufgaben in derselben Wortform etwas Jüngeres ist, entstanden durch den Zusammenfall von zunächst getrennten Formen, und der Weg der Abhilfe kann ein anderer sein; man vermeidet das Mißverständnis, indem man die zweideutige Form selber vermeidet: so entsteht die neuhochdeutsche Regel, die in der abhängigen Rede im Plur. nur den Konj. Prät. anwendet (*er sagt, sie hätten*); *sie haben* hätte als Indikativ wie als Konj. aufgefaßt werden können; es vertritt mhd. *habent* und *haben*.

Die Zwecksprache wird aber durch den Partner nicht bloß zu Mehrungen veranlaßt. Sie kann die Erfahrung machen, daß die

vollständige sinnliche Verkörperung des seelischen Vorgangs überflüssig ist: so kommt es zu Ellipsen, Aposiopesen (*ja, nein, bitte, meinetwegen, stillgestanden, auf nach Valencia*).

Der Partner braucht indessen nicht jeder Beliebige zu sein; es kann dem Redenden von Wert sein, nur für einen engeren Kreis von Partnern verständlich zu sein; er schafft eine beschränkte Deutlichkeit, es entstehen Geheimsprachen.

Bis jetzt hat die Rolle des Partners darin bestanden, den Sprechenden zur Rücksicht auf die Aufnahmefähigkeit des Partners zu veranlassen. Aber die Fähigkeit allein tut es nicht, es muß auch die Bereitwilligkeit hinzukommen. Dem Redenden muß daran liegen, sich diese zu sichern, sich dem Partner so angenehm als möglich zu machen. Man sagt ihm Liebes, Freundliches: hier liegt eine Hauptquelle für Diminutiva und Koseformen. Oder man verringert die eigene Bedeutung gegenüber der des Partners: das zeigt sich in den Anredeformen, in Wendungen der Ergebenheit. Man trachtet danach, ihm keine unangenehmen Gefühle zu bereiten, indem man etwa von eklen Dingen in verhüllten Ausdrücken redet (Euphemismen). Wenn man seine Ansichten nicht billigt, tritt man ihm nicht gleich scharf ablehnend entgegen, sondern zollt ihm zunächst eine gewisse Anerkennung: *Du hast ja ganz recht*. Dann erst kommt das Aber, der Einwand. Hier liegt der Ursprung für den Übergang von Bestätigungspartikeln in die Rolle von einräumenden Adverbien oder Konjunktionen: *allerdings, freilich, ja, gewiß, sicher, wohl, zwar*, vgl. Syntax III, 48; ebenso ist auch lat. *verum, vero* = „aber“ entstanden, vgl. Wackernagel, Vermischte Beiträge zur griechischen Grammatik 27.

Das Entgegenkommen, die Wertschätzung, kann sich aber auch ins Gegenteil verkehren: der Partner kann den Redenden reizen, ärgern, was in diesem das Verlangen erzeugt, den Partner zu rechtzuweisen, zu demütigen: so kommt es zu den Scheltwörtern. Mit diesen kommen wir freilich in das Grenzgebiet, das zur Ich-Sprache hinüberführt, denn sie spielen auch dort eine Rolle.

Ich-Sprache macht sich gleich im Eingang der Sprachgeschichte, im Beginn der Lautgebung allgemein geltend, in den Lallwörtern, den Schallnachahmungen. In beiden ist die Wiederholung eines Lautkörpers von großer Bedeutung, aber auch darüber hinaus in der Stammbildung (*vivaltra, wiwint, τιβημι*). Über die weltweite Allgemeinheit der Wiederholung im Wort

und auch im Satz brauche ich weiter kein Wort zu verlieren außer dem Hinweis auf Potts „Doppelung“ und meinen Aufsatz in PBB. 30, 431.

Beim Weitergeben des bereits fertigen Sprachstoffs entstehen vor allem die Erscheinungen, die eine Erleichterung des Sprechens bedeuten, es bequemer machen. Das gilt von der Kürzung langer Konsonanten, von der konsonantischen Assimilation und Dissimilation, von den Einwirkungen des Endsilbenvokals auf den Stammvokal, der Brechung und dem ersten Stadium des Umlauts (*sedeo-sittian*) bereits vorgeschichtlich, dem Umlaut, der nicht palatale Vokale zu palatalen wandelt, vom frühen Althochdeutschen bis tief ins Mittelhochdeutsche, ja selbst ins Neuhochdeutsche hineinreichend. Von alters her ist die Tonfolge *ó ó ó* unbequem, weil zeitraubend; so unterliegt die schwächste von den drei Silben der Tilgung oder der weiteren Abschwächung: sie ist zum Teil schon vorgeschichtlich (vgl. die Namen auf *-bod*, *-frid*, *-win*; s. § 191); im St. Gallischen des 9. Jahrhunderts erscheinen die Namen auf *-dregi*, *-heri* mit schließendem *e*, während *i* nach Hochtou bewahrt ist; mit der mittelhochdeutschen Zeit beginnt der Verlust des *e* nach Tieftou (*-unge* > *-ung*, *-nisse* > *-nis*, *herzoge* > *herzog*, *dem werke*, aber *dem handwerk*). Wo dieses Mittel nicht anwendbar ist, greift man zu einem anderen, zur Tonverschiebung (*Holúnder*, *Affóltern*, *Schaffhausen*, *unstérblich*; *Náchtarbeit*).

Aber auch sonst sind Nebensilben dem Untergang ausgesetzt: hierher die westgermanischen Synkopierungsgesetze; hierher mhd. *lebete* > nhd. *lebte*. Insbesondere bieten Ortsnamen Beispiele: pfälz. *Alsheim* aus *Alahesheim*, *Dalsheim* aus *Dagolfesheim*, *Garbenteich* aus *Gariwartes-eich*, *Wölfersheim* aus *Wolfratesheim*. Allgemein kann man sagen: Nebensilben gehen unter, wenn sie keine Aufgabe mehr zu erfüllen haben, wenn sie funktionslos geworden sind (vgl. meinen Marburger Vortrag von 1913, jetzt in meinem Buche Von deutscher Sprache S. 273, sodann das Buch von W. Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion, Berlin, 1921, 2. Aufl. 1923). Bei diesen Weglassungen kann allerdings auch der Einfluß des Partners sich geltend machen: der Redende macht die Erfahrung, daß er auch mit weniger, als hergebracht ist, auskommen kann (s. oben XVI). Auch in der Syntax wird die Abneigung gegen eine Überbezeichnung bemerkbar; der Konjunktiv schwindet aus Nebensätzen, die mit Kon-

junktion eingeleitet sind, leichter als aus konjunktionslosen (vgl. Syntax III, 610) und leichter bei Hilfszeitwörtern, die an sich modalen Ausdruck besitzen, als bei Vollverben. Aber selbst Bestandteile, die nicht funktionslos sind, können in Wörtern mit einem Übermaß von Gliedern dem Streben nach leichterem Gleiten zum Opfer fallen¹⁾, in den sogenannten Klammer- oder Schrumpfformen: *Ölberg* aus *Ölbaumberg*, *Salzburg* aus *Salzachburg*. Auch diese Erscheinung ist nicht einer bestimmten Zeitstufe angehörig; sie begegnet bereits im Prolog der Lex Salica, wo zu den *proceres* *Bodogast*, *Salegast*, *Widogast* die Orte *Bodohaim*, *Salehaim*, *Widohaim* gehören.

Bei diesen Vorgängen der Ich-Sprache ist es die einzelne Erscheinung, die beim Weitergeben sich wandeln kann. Der Wandel vollzieht sich ganz unabhängig von anderen Erscheinungen; er würde sich vollziehen, wenn die sich wandelnde Größe allein in der Welt wäre. Jedoch ist das eben nicht der Fall. So können beim Weitergeben Störungen eintreten durch Größen, die daneben bestehen. So kommt alles das zustande, was man als Analogie im weitesten Sinne des Wortes bezeichnen kann. Auf der einen Seite Fälle, wo die anderen Erscheinungen im Hintergrund stehen, ohne mit der eben zu vollendenden Aussage etwas Näheres zu tun zu haben, die Fälle, die man mit Pauls Anschauungen als Proportionalanalogie bezeichnen kann (hessisch *kaufe* — *kief*, nach *laufe* — *lief*); sie vollzieht sich zu allen Zeiten, seit den Urzeiten unserer Sprache, und es gibt wohl keine Sprache, die von ihr freigeblieben ist. Das zweite ist die Reihenanalogie, bei der sich Wörter beeinflussen, die im wirklichen Satz nebeneinander stehen (*ein recht guter Kerl* > *ein rechter guter Kerl*). Endlich können sich bei jedem einzelnen Sprachakt zwei gleichwertige Ausdrücke ins Bewußtsein drängen: so entstehen Konstruktionsmischungen (Kontaminationen; *das gehört mein* = *das ist mein* + *das gehört mir*), für die ungefähr jede Seite meiner Syntax Belege bietet; auch sie von allgemeinsten Verbreitung, und es entstehen Wortkreuzungen (südwestd. *Waschlavor* = *Waschschüssel* + *Lavoir*; hessisch *Geichsel* = *Geißel* + *Deichsel*).

Über die Entstehung des sog. spontanen Lautwandels herrscht

¹⁾ Daneben wohl auch dem Gesetze der wachsenden Glieder, dem ein Wort wie *Ölbaumberg* widerspricht.

immer noch keine Klarheit; vielleicht daß hier zum Teil Mischung mit vorgermanischer Bevölkerung eine gewisse Rolle spielt, wie man sie auch gerne für die Festlegung des germanischen Akzents verantwortlich machen möchte. Jedenfalls ist dieser spontane Wandel von der größten Allgemeinheit. Die Lautverschiebungsakte finden sich bei Germanen, Armeniern, Madagassen; Übergang des auslautenden *m* zu *n* geschieht im Deutschen bereits vorgeschichtlich, wie er auch dem Griechischen eignet, und tritt dann zu den verschiedensten geschichtlichen Zeiten des Deutschen auf.

Und unzweifelhaft vollziehen sich solche Wandelungen im Reiche des Unbewußten.

In dem Reich des ganz oder halb Bewußten macht sich die religiöse Scheu geltend, die dazu anleitet, göttliche Namen, Bezeichnungen feindlicher Mächte, mit Vorsicht zu behandeln (*Sapperlot, Gottseibeius*).

Alle diese Vorgänge der Ich-Sprache vollziehen sich in beliebigen Einzelwesen bei normaler ruhiger Seelenverfassung.

Ihnen gegenüber stehen Erscheinungen, die eine ungewöhnliche, eine erregte Seelenverfassung bekunden. Aus ihr gebiert sich die Sprache der Irren (vgl. PBB. 30, 542) und die Sprache der Leidenschaft mit ihrem Stammeln, ihren Wiederholungen, mit Flüchen und Verwünschungen; auch das Toben des Scheltens findet hier seine Nahrung. Wendet sich die Erregung nach der heiteren Seite, so entfaltet sich der Spieltrieb, vielfach mit Zerstörung, mit Neuaufbau des überlieferten Sprachstoffs.

Vollzieht sich die leidenschaftliche Erregung oder der übermütige Spieltrieb in dem einzelnen, dessen Anlage über die Masse sich erhebt, so kommt es zur Dichtersprache. Sie bedarf insbesondere der Macht- und Kraftwörter, wie sie Klopstock fordert; sie wendet sich ab vom Platten, Gewöhnlichen; sie wirkt sich aus im Anschaulichen und Eindringlichen. Aber auch sie ist in unablässigem Wandel begriffen. Und hier ist nun von besonderer Bedeutung ein ganz allgemeines Gesetz, das Gesetz der Reaktion. Es treibt sein Wesen in der Kunst, im Kunsthandwerk, in der Kleidung, im Leben überhaupt. Man ist des Bestehenden müde; der Überdruß führt zur Abkehr, ruft Neues, vielleicht geradezu Gegensätzliches hervor. Wenn man sich an weißen Tellern und Platten satt gesehen hat, so kommt das Zwiebelmuster auf, zu kurzer, bald wieder abgeschüttelter Herrschaft. Wenn man lange

genug naturwissenschaftlicher Betrachtung gehuldigt hat, so kommt es zu einem Überwuchern der Philosophie. Schmerzlich sind die Klagen der Minnesinger, daß man von ihrem Seufzen und Sehnen nichts mehr wissen will. Ebers, Spielhagen, Julius Wolff sind unlesbar geworden.

Dieses Gesetz der Ermüdung, des Gegensatzes gilt nun auch in den Wandlungen der Dichtersprache. Der Dichter verlangt Neues von sich, und er weiß, daß das Publikum Neues verlangt; so spielt auch die Zwecksprache herein. So hat die Üppigkeit der Schlesier die Nüchternheit eines Chr. Weise gezeugt; so kommt es zu den übersteigerten Wortbildungen bei Bierbaum, noch stärker bei Spitteler und Arno Holz. Und dann die schärfste Absage in der Schlichtheit von Stefan George, zu der nicht mehr zu überbietenden Knappheit des Sturms.

Schon bisher haben sich Fälle ergeben, wo Vorgänge der Ich-Sprache und der Zwecksprache sich eng verflechten. Diese Verflechtung kann auf verschiedene Weise geschehen. Es kann geradezu ein gleichzeitiges Wirken erfolgen. So verstehe ich das von mir aufgedeckte Gesetz der wachsenden Glieder, das ich fürs Griechische, Lateinische und Deutsche verfolgt habe (*Gold und edles Gestein*, niemals umgekehrt gestellt, vgl. meinen Aufsatz IgmF. XXV, 110). Einerseits besteht die subjektive Neigung, die geringere Aufgabe zunächst zu erledigen; anderseits ordnet man die Wörter so, daß das umfangreichere Glied, das im allgemeinen zugleich das wichtigere ist, später kommt, also stärker beim Hörer nachwirkt.

Der Vorgang kann aber auch der sein, daß die Ich-Sprache vorangeht und die Zwecksprache ihre Folgerungen zieht. Die Ich-Sprache kann durch Abschwächung oder Abwerfung von Endungen Flexionsformen undeutlich werden lassen. Sie werden dann durch Verwendung anderer Mittel für den Partner wieder deutlicher gemacht, wie durch die Einführung des Umlauts (*Äp/el, Wägen*), oder sie gehen unter, wie im Süddeutschen das einfache Präteritum. Abschwächung der Endungen und zugleich Zusammenfall von s und z führen zum Verlust des undeutlich gewordenen Genitivs (vgl. S. 491).

Bis jetzt war bei den Wandlungen der Sprachgestalt kein Einwirken geistesgeschichtlicher Tatsachen notwendig oder möglich. Es gibt Geistesgeschichtler, die wohl zugeben, daß rein lautliche Veränderungen nichts mit der Bildungsgeschichte

zu tun haben, die aber für alles andere deren maßgebenden Einfluß behaupten. Mögen sie ihre Kunst etwa an den Analogiebildungen, den Kontaminationen, dem Gesetz der wachsenden Glieder versuchen.

Aber unsere Betrachtung läßt doch die Stelle erkennen, wo unter Umständen bildungsgeschichtliche Mächte einzusetzen vermögen. Natürlich nicht bei den allgemeinen, von der unterschiedslosen Masse der Sprechenden getragenen Vorgängen. Aber wohl bei den engeren Kreisen der Höherstehenden, die eben die Träger der Bildung sind und bildungsgeschichtliche Erlebnisse erfahren. Und solche Mächte werden namentlich dann vermutet werden dürfen, wenn mehrere sprachliche Erscheinungen gleichzeitig auftreten und sich gemeinsam zeitlich an bildungsgeschichtliche Vorgänge anschließen.

Es fällt mir nicht ein, zu bestreiten, daß durch unsere ganze Geschichte hindurch geistige Vorgänge Spuren in unserer Sprache hinterlassen haben. Entsprechend dem Gange unserer Kultur sind es vor allem Strömungen, die von außen kommend sich geltend machen, wie das Eindringen des Christentums, das französische Minne- und Turnierwesen, der Humanismus mit seiner Wirkung auf die grammatische Schulung, mit seinen syntaktischen Einwirkungen (besonders wichtig die auf die Wortstellung), der italienische und französische Einfluß im 17. Jahrhundert, der englische Einfluß im 18. Jahrhundert, der sich z. B. in gewissen Typen der Wortbildung zeigt (*efengekrönt* = *ivycrowned*), etwas später im Weglassen des Artikels (*Röslein sprach*, vgl. Von Deutscher Sprache 46), Vossens deutsche Odyssee, die die dichterische Wortbildung nachhaltig beeinflußt, die Gedanken Rousseaus, die in Sturm und Drang sich auswirken. Dabei können, ganz ausnahmsweise, äußerlich verschiedene geistige Vorgänge in ihren Einflüssen auf die Sprache zusammentreffen. Die Verdeutschungen, die Bedeutungswandel bei echt deutschen Wörtern, die das Christentum gebracht hat, die Verdeutschungen Notkers, der mittelhochdeutschen Mystiker, sie wollen fremde Vorstellungen dem Deutschen nahebringen. Dagegen die Verdeutschungsbestrebungen des 17. Jahrhunderts, sie gehen aus gesteigertem nationalem Empfinden hervor, ebenso die späteren Bemühungen um die Reinheit der deutschen Sprache in den Tagen, da Jahn seine Schrift vom deutschen Volkstum schrieb, in den Tagen, das der Deutsche Sprachverein gegründet wurde.

Natürlich gibt es auch Wandlungen, die unabhängig vom Auslande sich vollziehen und hierher gehören. Die starke sprachliche Wirkung, die von den geistlichen Mittelpunkten Köln und Trier ausging, hat namentlich Th. Frings neuerlich erwiesen. Tief hat die lutherische Bibel in unser Sprachleben eingegriffen; in bescheidenem Maße hat die neuere deutsche Mystik Spuren hinterlassen (Sperber, *Gesch. der deutschen Sprache* 113). Kanzlei, Akten, Juristen haben unseren Satzbau weithin verdorben; die Presse unserer Tage trägt die Hauptschuld an dem Überhandnehmen substantivischer Ausdrucksweise. Das Anwachsen des politischen Lebens mit seinen stärkeren Anforderungen an das mündliche Wort hat für die Bestrebungen Otto Schröders und Gustav Wustmanns günstigen Boden geschaffen. Daß die neueren Jahrhunderte immer weniger Zeit haben, verspüren wir an den zahlreichen Fällen, wo an Stelle längerer Bildungen kürzere getreten sind: *in Betracht* für *in Betrachtung*, *Erguß* für *Ergießung*, *Reiz* für *Reizung*, *antik* für *antikisch*, *kolossal* für *kolossalisch*, *merkantil* für *merkantilisch* (vgl. S. 46).

Diese Neuerungen verbleiben zumeist in der oberen Schicht, in der sie erwachsen sind. Was hinabsinkt, sind fast ausschließlich einzelne Wörter. Die Vertreter des Satzes, daß Sprachgeschichte Geistesgeschichte sei, sind geneigt, anzunehmen, daß überhaupt jede Sprachveränderung von oben herab komme. Dem widerspricht schon allein die Tatsache, daß in der Unterschicht sich Vorgänge vollziehen, die der Oberschicht fremd sind, wie der Untergang des Genitivs, der Verlust des Präteritums in den süddeutschen Mundarten, der sog. rheinische Akkusativ (*hast du der Vater gese?*), die eigentümliche Regelung, die die Mundarten in Fällen der Oratio obliqua getroffen haben: das Alemannische und das anstoßende Bayrische haben den Konj. Präs. durchgeführt, das übrige deutsche Land den Konj. Prät. Wer ein Herabsinken sprachlicher Erscheinungen in größerem Umfang annehmen will, bei dem spukt die böse „wechselseitige Erhellung“, die insbesondere W. Scherer und H. Wölfflin auf dem Gewissen haben; weil etwa auf dem Gebiete der Volkskunst das Herabsinken eine große Rolle spielt, soll das gleiche auch bei der Sprache der Fall sein.

Einen wichtigen Fall eines sprachlichen Wandels möchte ich herausheben, der unsere Sprache in ihren Höhen und Tiefen gleichmäßig getroffen hat, und der vielleicht mit einem geistigen Wandel

der Gesamtheit zusammenhängt: das ist das Aufkommen des Präsens historicum. Immer wieder taucht die Behauptung auf, daß es altererbt sei, obwohl es vor dem 12. Jahrhundert nicht bezeugt ist. Wer sich auf jenes *sihit* im Ludwigslied beruft, der begeht einen doppelten Fehler. Wäre es wirkliches Präsens historicum, so müßte es *gisihit* heißen. Tatsächlich ist es echtes reines Präsens, denn der König, dem es gilt, ist noch am Leben (vgl. Synt. II, 269).

Nicht ohne Bedenken gebe ich der Vermutung Raum, daß das Aufkommen der dramatischen Zeitform mit dem Aufkommen des Dramas in Beziehung stehe.

Es versteht sich, daß sich solche bildungsgeschichtlichen Wirkungen auch auf einzelne Personen beschränken können. Klopstock hat vom Lateinischen jene eigentümlichen Komparative mit absoluter Bedeutung übernommen, sowie freie Dativfügungen, die dann Schiller in der Anthologie nachgeahmt, später beseitigt und gemieden hat. Ich glaube nicht, daß eine bestimmte Form geistiger Verwandtschaft in dieser Entlehnung Ausdruck gefunden habe. Es handelte sich um besonders auffallende Erscheinungen fremden Sprachgebrauchs, die knapp wiedergaben, was in rein deutscher Sprache umständlicher gesagt werden mußte. So ergab sich dem deutschen Dichter eine willkommene Bereicherung seiner Ausdrucksmittel.

Es wird sich überhaupt empfehlen, bei sprachlichen Neuerungen das Gutdünken des einzelnen mit einem ansehnlichen Betrag in Rechnung zu stellen, seine Sonderneigungen, seinen Geschmack, seine Laune, die wirken können ohne irgendeinen Zusammenhang mit dem, was früher war oder gleichzeitig sich vollzieht. Das Modewort *restlos* ist durch die Kriegsberichte des Generalquartiermeisters von Stein in Aufnahme gekommen.

Daß überhaupt jeder Sprachwandel, auch der in den unteren Schichten, stets von einzelnen Personen ausgegangen sei, wie man wohl annimmt, vermag ich nicht zu glauben. Die Allgemeinheit, die allgemeine Verbreitung zahlreicher Veränderungen zeigt, wie nahe sie lagen, wie leicht sie an verschiedenen Punkten unabhängig voneinander auftreten konnten.

Bei der Durchsicht der Druckbogen hat mir wieder Karl Helm in aufopfernder Weise geholfen; F. Maurer hat mich bei der

Herstellung des Inhaltsverzeichnisses unterstützt. E. Christmann in Kaiserslautern verdanke ich einige Mitteilungen über pfälzische Mundart.

Die Nachträge verzeichnen fast durchweg solche Schriften oder Aufsätze, die nach Abschluß des Manuskripts erschienen sind.

Den Paragraphenzahlen habe ich auch die Zahlen der vierten Auflage beigefügt, um ein rasches Auffinden älterer Anführungen zu ermöglichen.

Gießen, 30. Januar 1928.

O. Behaghel.
